

Trish Doller

Du hast gesagt, es ist für immer

Trish Doller

DU HAST
GESAGT,
ES IST FÜR
IMMER

Roman

Deutsch von

Sonja Rebernik-Heidegger

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2021
unter dem Titel »Float Plan« bei St. Martin's Griffin,
an imprint of St. Martin's Publishing Group, New York.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2021 by Trish Doller
Published by arrangement with St. Martin's Publishing Group.
All rights reserved.

Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Press
durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH,
30161 Hannover, vermittelt.

Copyright © 2021 der deutschsprachigen Ausgabe
by Blanvalet Verlag, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Angela Kuepper

Umschlaggestaltung und -motiv: www.buerosued.de

Karte: © www.buerosued.de

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

LH · Herstellung: sam

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0986-7

www.blanvalet.de

In liebender Erinnerung an Miss Jean.

Ich vermisse dich jetzt schon.

Das beste Heilmittel für alles
ist Salzwasser – Schweiß, Tränen oder das Meer.

Isak Dinesen

Anna ...

Man verspürt ein beinahe überwältigendes Glücksgefühl, wenn einem klar wird, dass das Leben bald vorüber ist und man den Entschluss, es zu beenden, in die Tat umsetzen wird. Vielleicht ist es das Adrenalin. Vielleicht die Erleichterung. Wenn ich mich jeden Tag so gefühlt hätte, wäre ich Marathons gelaufen oder hätte Berge bestiegen. Jetzt reicht es gerade, um das hier durchzuziehen. Ich hätte dich am ersten Abend an der Bar in Ruhe lassen sollen. Hätte ich es getan, müsstest du diesen Brief nicht lesen. Du würdest mit deinem Hund spazieren gehen oder mit deinem Freund vor dem Fernseher sitzen. Du hast es nicht verdient, dass ich dich in meine Scheiße hineinziehe, und du hast ganz sicher nicht den Schmerz verdient, den ich dir bereiten werde. Das hier ist nicht deine Schuld. Du warst die letzten zwei Jahre lang der einzige Grund, warum ich am Leben blieb. Ich wünschte, ich hätte dir eine gemeinsame Ewigkeit schenken können.

Du bist stark und tapfer, und eines Tages wird es dir wieder gut gehen. Du wirst dich verlieben, und ich hasse ihn jetzt schon dafür, dass er ein besserer Mann ist als ich. Irgendwann wirst du wieder glücklich sein.

Ich liebe dich, Anna. Es tut mir leid.

Ben



Zehn Monate und sechs Tage

Es ist Thanksgiving, als ich beschließe, mein gewohntes Leben hinter mir zu lassen.

Leute hetzen durch den Supermarkt, um in letzter Minute die Regale mit der Truthahnfüllung und den Fertigmischungen für den Kürbiskuchen leer zu räumen, während ich alles, was ich vielleicht brauchen könnte, in den Einkaufswagen werfe. (Trockenbohnen. Dosengemüse. Reis.) Ich laufe durch den Supermarkt wie eine Verschwörungstheoretikerin kurz vor dem Jüngsten Tag. (H-Milch. Limetten. Ersatztaschenlampe.) Ich beeile mich, damit ich nicht den Mut verliere. (Äpfel. Toilettenpapier. Rotwein.) Ich versuche, nicht an die Zeit danach zu denken. (Kohl. Spielkarten. Wasser.) Oder daran, was ich zurücklasse.

Meine Mutter ruft an, während ich die Einkaufstüten auf den Rücksitz meines vollgepackten Subarus hieve. Ich habe ihr noch nicht gesagt, dass ich zum Thanksgiving-Dinner nicht da sein werde, und sie kommt sicher nicht damit klar, dass

ich die Stadt verlassen will. Immerhin habe ich den Großteil des letzten Jahres nicht mal das Haus verlassen. Sie wird Fragen stellen, und ich habe keine Antworten, also lasse ich die Sprachbox rangehen.

Als ich am Hafen ankomme, wartet die Alberg bereits auf mich. Der marineblau gestrichene, glänzende Rumpf. Der leere Heckspiegel, der noch immer auf einen Namen wartet. Einen Moment lang erwarte ich, dass Bens Kopf aus dem Niedergang auftaucht. Ich freue mich auf sein gewinnendes Lächeln und die Aufregung in seiner Stimme, wenn er mir erklärt, dass heute der große Tag ist. Aber die Luke ist mit einem Vorhängeschloss versperrt, und das Deck ist voller Vogelkacke – ein weiterer Teil meines Lebens, den ich in letzter Zeit vernachlässigt habe.

Vor zehn Monaten und sechs Tagen schluckte Ben eine Packung verschreibungspflichtiges Paroxetin und schwemmte die Pillen mit dem billigen Tequila hinunter, der immer unter seiner Spüle stand. Und ich habe keine Ahnung, warum. Er lag tot auf dem Küchenboden, als ich von der Arbeit kam. In seinem Abschiedsbrief stand, ich hätte ihm einen Grund zum Leben gegeben. Warum war ich nicht genug?

Ich atme tief ein, bis sich meine Lunge vollständig gefüllt hat, und lasse den Atem langsam entweichen. Dann steige ich aufs Boot und öffne das Schloss.

Die Luft ist stickig und heiß, und es riecht nach Holzwachs, frischem Segeltuch und einer Spur Diesel. Ich war seit Bens Tod nicht mehr an Bord. Spinnen haben in den Ecken Netze

gesponnen, und alles ist von einer dünnen Staubschicht überzogen, aber die Veränderung raubt mir dennoch den Atem. Die Vertäfelung glänzt frisch lackiert. Die grässlichen braunkarierten Stoffbezüge sind rotem Segelleinen und peruanischen Mustern gewichen. Auf dem vorderen Schott hängt ein gerahmtes Schild mit der Aufschrift: *I & LOVE & U*

»Warum die ganze Arbeit, wenn du doch nie auf große Fahrt gehen wirst?«, frage ich laut, aber es ist nur eine weitere Frage, auf die ich keine Antwort bekomme.

Ich wische mir mit dem Ärmel meines T-Shirts über die Augen. Das ist eines der Dinge, die ich inzwischen über Selbstmord gelernt habe: Er bricht dir nicht nur einmal das Herz.

Ich brauche den ganzen Vormittag, um das Boot zu schrubb-
ben und zu putzen, mein Auto auszuladen und alles zu verstauen. Überall finde ich Dinge, die mich an Ben erinnern. Ein Kochtopf auf dem Boden des Hängeschranks, ein abgelaufenes Sixpack Heineken in der Achterpiek. Eine angeschimmelte orangefarbene Schwimmweste im Kühlschrank. Ich werfe alles in den Müll, aber trotz meiner Grünlie, die über dem Handlauf hängt, und meinen Büchern auf dem Regal gehört das Boot Ben. Er hat es ausgesucht. Er hat es renoviert. Er hat die Route berechnet. Er hat das Datum für die Abfahrt festgesetzt. Meine Anwesenheit fühlt sich an wie eine vorübergehende Staubschicht.

Der letzte Gegenstand in meinem Kofferraum ist ein Schuhkarton mit Fotos von Bens alter Polaroidkamera, einer getrockneten Hibiskusblüte von unserer ersten Verabredung, einem

kleinen Stapel anrühiger Liebesbriefe und seinem Abschiedsbrief. Ich nehme ein Foto heraus – es zeigt Ben und mich vor dem Leuchtturm am Hillsboro Inlet, etwa eine Woche, bevor er starb – und stelle den Karton in die unterste Schublade der GPS-Station. Das Foto klebe ich an die Wand der V-förmigen Schlafkoje, direkt über mein Kissen.

Dann wird es Zeit zum Ablegen.

Eigentlich hatte ich vor, den Tag im Bett zu verbringen – wie jeden Tag seit Bens Tod –, doch die Benachrichtigungsfunktion meines Handys riss mich aus dem Schlaf. Der Text lautete: *HEUTE IST DER GROSSE TAG, ANNA! WIR SEGELN LOS!* Ben hatte die Benachrichtigung vor beinahe drei Jahren eingerichtet – an dem Tag, als er mir zum ersten Mal sein Segelboot gezeigt und mich gebeten hatte, mit ihm um die Welt zu segeln –, und ich hatte nicht mehr daran gedacht. Ich habe geweint, bis meine Augen brannten, weil es kein WIR mehr gibt und ich vergessen habe, wie ich ohne Ben ICH sein soll. Dann bin ich aufgestanden und habe gepackt.

Ich war noch nie ohne Ben mit dem Boot unterwegs. Ich verwende nicht immer die richtigen Fachbegriffe – »*Es ist eine Leine, Anna, kein Seil*« –, und ich habe Glück, wenn ich es bis zum Ende des Flusses schaffe. Aber ich habe weniger Angst davor, was passieren könnte, wenn ich allein durch die Karibik segle, als davor, was aus mir wird, wenn ich hierbleibe.

Mein Chef ruft an, während ich die Festmacherleinen löse. Er fragt sich sicher, ob ich heute noch komme, aber ich gehe nicht ans Telefon. Er wird es auch so bald merken.

Ich bitte den Wärter auf der Andrews-Avenue-Zugbrücke per Funk um Durchfahrt und tuckere langsam von der Kai-mauer fort. Der Motor pufft und hustet nach der monatelangen Zwangspause, und die Strömung treibt mich den Fluss hinunter, während ich das Segelboot unter der geöffneten Brücke hindurchmanövriere. Als ich sie passiert habe, überholt mich ein großes Sportfischerboot. Am Achterdeck steht ein Kerl in einem pastellblauen Fischershirt und winkt mir zu. Er ist nur einige Jahre älter als ich und sieht auf abenteuerliche, sonnengebräunte Weise gut aus. Ich winke zurück.

Ich fahre an hoch aufragenden Wohntürmen und schnittigen weißen Mega-Yachten vorbei. Das Gitternetz aus Kanälen wird von riesigen Bauten gesäumt, in deren Eingangshalle das Häuschen meiner Mutter passen würde. Sie hat nie von einer Villa geträumt, aber wenn vier Leute in einem Haus mit zwei Schlafzimmern wohnen, ist mindestens einer zu viel. Mom behauptet, sie fände es herrlich, wenn all ihre Mädchen unter einem Dach vereint wären, aber ich hätte nie daran gedacht, nach Hause zurückzukehren. Ich wollte mein Leben mit Ben verbringen.

Vor der Zugbrücke an der Third Avenue erklärt mir der Brückenwart, dass ich warten muss, weil er gerade ein großes Sportfischerboot durchgelassen habe. Nachdem Ben sonst immer alles geregelt hat, wenn wir warten mussten, ziehe ich enge, vorsichtige Kreise, denn ich habe Angst, dass ich in ein anderes wartendes Segelboot krache. Bis die Autos anhalten und die Brücke sich langsam hebt.

Im Seehafen Port Everglades liegen die Kreuzfahrtschiffe

der Reihe nach an der Hafenmauer, und die übereinanderliegenden Decks sehen aus wie die Schichten einer Hochzeitstorte. Frachtschiffe steuern hinaus auf den Atlantik und von dort aus zu allen Häfen der Welt. Die Alberg fühlt sich klein und unbedeutend an, während ich zwischen ihnen hindurchnavigiere und überlege, ob ich die sicherere Route entlang des Intracoastal Waterways nehmen soll, anstatt mich aufs offene Meer zu wagen. Doch laut den Notizen in Bens Seekartenbuch soll ich zur Biscayne Bay segeln und von dort auf die Inselgruppe Bimini übersetzen. Und genau das habe ich vor.

Ich habe mir überlegt, was ich alles in Griffweite brauche, und während ich eine neue Schicht Sonnencreme auftrage, überprüfe ich noch einmal meine Ausrüstung. Wasser. Snacks. Bens zerlumpter Cowboyhut aus Stroh, den ich mir tief ins Gesicht ziehe. Mehrere Dosen Cola. Ein Handfunkgerät. Mein wasserdichter Survival-Rucksack samt Schwimmweste im nächstgelegenen Schrankfach. Handy.

Nachdem ich bald keinen Empfang mehr haben werde, rufe ich endlich meine Mutter an.

»Ich wollte dir nur sagen, dass ich mir Bens Boot geschnappt habe und eine Zeit lang herumsegeln werde.«

»Herumsegeln?« Sie schnaubt leise. »Anna, Schatz, wovon um alles in der Welt redest du da? Es ist Thanksgiving. Der Truthahn ist schon im Ofen.«

»Heute wären Ben und ich zu unserer Weltumsegelung aufgebrochen«, erkläre ich. »Ich ... ich kann nicht mehr länger in Fort Lauderdale bleiben. Es tut zu weh.«

Sie schweigt so lange, dass ich glaube, die Verbindung wäre unterbrochen.

»Mom?«

»Das ist doch *bekloppt*, Anna. Vollkommen bekloppt.« Mom kam noch vor Rachels und meiner Geburt nach Amerika, aber manche deutsche Ausdrücke gebraucht sie nach wie vor, vor allem, wenn sie sich aufregt. »Du solltest nicht auf einem Boot herumsegeln, auf dem du nichts verloren hast. Du solltest nach Hause kommen und dir helfen lassen.«

Es ist nicht das erste Mal, dass sie mir rät, mir professionelle Hilfe zu suchen, aber ich brauche keinen Therapeuten, der mir sagt, dass es meine Entscheidung sei, wie lange ich trauere. Und dass es nicht meine Aufgabe sei, dafür zu sorgen, dass sich andere Leute in meiner Gegenwart nicht unwohl fühlen. Ich bin noch *nicht* bereit, mit meinem Leben weiterzumachen. Ich bin noch *nicht* bereit, mir einen neuen Seelenverwandten zu suchen. Und ich bin *verdammt noch mal* nicht mehr bereit, mit meiner Schwester und einer Zweijährigen in einem Zimmer zu schlafen.

»Ich melde mich, wenn ich auf den Bahamas bin.« Ein leuchtend blaues Containerschiff schließt von hinten zu mir auf. »Ich muss jetzt auflegen, Mom. Aber mir geht es gut. Wirklich. Ich rufe dich von Bimini aus an. Hab dich lieb.«

Ich stecke das Handy in die Tasche meiner Shorts und spüre, wie es vibriert, während ich so dicht wie möglich an den Rand des Kanals fahre. Wahrscheinlich ist es Mom, die mich zur Vernunft bringen will. Mein Handy wird vor Anrufen übergehen, bis ich den Empfang verliere. Aber ich kann

mir jetzt keine Gedanken darüber machen, denn das gewaltige Schiff kommt immer näher.

Der Frachter fährt dröhnend vorbei, und Möwen kreisen zankend über den Fischen in seinem Fahrwasser. Sportfischer zischen vorüber. Andere Segelboote überholen mich. Die Hochhäuser der Skyline von Fort Lauderdale werden kleiner, und der saphirblaue Atlantik erstreckt sich bis zum Horizont. Das Wasser ist ruhig, die Luft frisch.

Ein perfekter Tag, um von zu Hause fortzulaufen.

Eine halbe Meile vor der Küste drehe ich das Boot in den Wind und stelle den Motor auf Leerlauf. Das Großsegel öffnet sich problemlos und bläht sich flatternd im Wind, doch ich bin mir nicht sicher, ob es weit genug oben ist. Ich öffne die Fock, setze die Segel und frage mich immer noch, ob ich alles richtig gemacht habe. Andererseits bewegt sich das Boot in die gewünschte Richtung, ich befinde mich nicht auf Kollisionskurs, und es ist nichts kaputtgegangen, was ich schon mal als Sieg einstufe. Ich mache den Motor aus und lehne mich für die sechsstündige Fahrt nach Miami in meinem Sitz zurück.

Die Gewässer hier sind mir nicht unbekannt. Ben und ich sind einmal nach Miami gesegelt und lagen eine Nacht in dem alten Marine Stadium vor Anker. Ein anderes Mal haben wir ein Wochenende im Biscayne National Park verbracht. Der Trip auf die Bahamas sollte ein Test werden, um zu sehen, ob wir es längere Zeit gemeinsam auf dem elf Meter langen Boot aushalten. Es wirkte groß, bis ich zum ersten Mal an Bord ging und begriff, dass es wie ein winziges schwimmendes Haus ist.

Hätten Ben und ich es geschafft, auf so engem Raum zusammenzuleben? Hätte unsere Beziehung gehalten? Die Tatsache, dass ich es nie erfahren werde, lastet wie ein Stein auf meinem Herzen. Es ist ein fortwährender, dumpfer Schmerz, der in Momenten wie diesem zu pochen beginnt. Wenn ich mich frage, wie unsere Zukunft ausgesehen hätte.

Ein Tümmler durchbricht die Wasseroberfläche neben der Alberg und reißt mich aus meinen Gedanken. Ich muss unwillkürlich grinsen, als ich mich an eine Diskussion über Delfine zurückerinnere, die wir einmal hatten. Ben nannte sie Vergewaltiger und Mörder.

»Lass dich von dem Lächeln und dem fröhlichen Geschnatter nicht täuschen. Sie sind Arschlöcher.«

»Tiere folgen nicht den moralischen Grundsätzen der Menschen«, widersprach ich. »Du solltest dich über echte Vergewaltigungen aufregen und nicht darüber, dass Delfine tun, was Delfine nun mal tun. Menschen sind die wahren Arschlöcher.«

Er musterte mich eine Weile, dann schenkte er mir ein Lächeln, bei dem meine Knie weich wurden.

»Mein Gott, Anna, was für ein verdammtes Glück ich doch habe, dass du bei mir bist.«

Ein zweiter Delfin gesellt sich zu dem ersten, und sie schwimmen dicht vor dem Boot herum, als wären sie auf eine Mutprobe aus. Dann springen sie aus dem Wasser und ziehen eine richtige Show ab, und es ist beinahe so, als hätte Ben sie mir geschickt. Das ist zwar lächerlich, aber ich sehe ihnen trotzdem zu, bis auch der Letzte der beiden verschwunden ist.

»Du wolltest doch bei mir bleiben.« Meine Worte werden vom Wind davongetragen. »Warum verschwindest du an einen Ort, an den ich dir nicht folgen kann?«

Ich bin mir nicht sicher, ob ich mit dem Delfin rede oder mit Ben. So oder so bekomme ich keine Antwort.

Die Sonne geht unter, und es wird bereits dunkel, als ich den Motor anmache und die Alberg in eine Marina in Miami Beach lenke. Ben hat *No Name Harbor* als unseren Zielpunkt festgelegt, doch ich habe noch nie selbst den Anker gesetzt, schon gar nicht im Dunkeln. Stattdessen manövriere ich das Boot umständlich zu einem leeren Liegeplatz und bin dankbar, dass niemand meine Anlegekünste und die schlecht geknoteten Leinen sieht.

Ich schlüpfe in eines von Bens alten T-Shirts, klettere in die Schlafkoje und öffne die Luke. Während ich versuche, an den hellen Lichtern Miamis vorbei und hinauf zu den Sternen zu gucken, denke ich an das letzte Mal, als Ben und ich auf dem Boot übernachtet haben. Es war auch eines der letzten Male, an denen wir uns geliebt haben. Sex ist nicht das, was ich am meisten vermisse, aber er fehlt mir trotzdem. Vor Ben hatte ich keine Ahnung, dass Einsamkeit an so vielen Stellen im Körper wehtun kann.

Ich male mir aus, wie er neben mir liegt. Seine warmen Hände auf meiner nackten Haut. Seine Lippen auf meinen.

Doch je mehr ich versuche, ihm in meiner Vorstellung näherzukommen, desto weiter weicht er vor mir zurück.



Gestrandet

Die Morgensonne dringt durch meine geschlossenen Lider, und mir wird schlagartig klar, dass ich verschlafen habe.

»Scheiße!« Ich krabble aus der Koje und hüpfte auf einem Bein durch die Kabine, während ich in eine abgeschnittene Jeans schlüpfte. Ich wollte Miami vor Sonnenaufgang verlassen, damit ich noch bei Tageslicht auf Bimini ankomme. »Scheiße. Scheiße. *Scheiße.*«

Ich putze mir hastig die Zähne und flechte die Haare, bevor ich mich auf den Weg ins Hafenbüro mache, wo ich eine unchristliche Summe für meine vermutlich letzte ruhige Nacht zahle. Mit der Gewissheit, zu spät dran zu sein, eile ich zurück zum Boot, löse die Leinen und schramme auf dem Weg aus dem Hafen nur knapp an einer Zwanzig-Meter-Yacht vorbei.

»Da haben Sie aber Glück gehabt, dass Sie mein Boot verfehlt haben«, schimpft ein Mann vom Achterdeck. Seine Augen sind hinter einer Sonnenbrille verborgen, und er verzieht missbilligend den Mund.

»Glauben Sie mir«, sage ich, und meine Wangen brennen vor Scham, »das ist mir bewusst.«

Ich fahre mit Motorkraft den Government Cut hinunter und an den Kreuzfahrtschiffen und Fähren vorbei hinaus aufs offene Meer, wo ich die Segel setze und das Boot auf den Kurs bringe, den Ben berechnet hat.

Wäre ich mit einem Schnellboot unterwegs, dann wäre ich bereits auf Bimini. Ich würde am Strand liegen, durch die Läden streifen oder in einer Strandbar an einem Fruchtcocktail nippen. Ich wäre durch den Golfstrom gepflügt und ein paar Stunden später angekommen. Aber ein Segeltörn nach Bimini dauert den ganzen Tag.

Ben und ich haben uns am Steuer abgelöst; ohne ihn fühle ich mich nicht wohl dabei aufzustehen. Ich kann nicht hinunter in die Kabine, um mir eine kurze Auszeit von der Sonne zu nehmen oder auf die Toilette zu gehen. Ich kann kein Buch lesen. In dem Gebiet zwischen Florida und den Bahamas wimmelt es von Tankern und Containerschiffen, die nach Norden zu den zahllosen Häfen in den USA und Europa oder nach Süden in Richtung Panamakanal unterwegs sind.

Der Wind ist schwach. Die Alberg schafft bloß vier Knoten. Ich kämpfe gegen die Müdigkeit an, während die Sonne über den Himmel zieht. Als ich wenig später hochschrecke, wird mir klar, dass ich vom Kurs abgekommen bin und die Segel gegen den Wind stehen. In meiner Verzweiflung schütte ich mir eine Flasche Wasser über mein Tanktop, doch es ist nicht kalt genug. Ich trinke lauwarme Cola und hoffe auf

einen Koffeinschub. Erstelle eine Playlist mit den lautesten Punkrock-Songs, die ich finden kann, und gröle mit. Alles, um wach zu bleiben, während mein überhitzter Körper immer wieder einnickt.

Als ich das nächste Mal hochfahre, pflügt ein riesiges Containerschiff in etwa zehn Metern Entfernung an mir vorbei. Sein Rumpf ragt wie eine gewaltige Stahlwand vor mir auf. Es ist so nahe, dass ich den Deckarbeiter sehe, der vom Heck auf mich herabblickt. Die Alberg schwankt im Kielwasser des Schiffes. Ich habe keine Ahnung, ob mich der Kapitän gesehen hat, und falls er ins Horn stoßen ließ, habe ich es nicht gehört. Mein Herz schlägt bis zum Hals, und ich zittere am ganzen Körper, während ich die Alberg wieder auf Kurs bringe.

Du solltest nicht mit einem Boot herumsegeln, auf dem du nichts verloren hast.

Angst und Scham steigen in mir hoch. Ich hätte sterben können. Zerquetscht von einem Containerschiff auf dem Weg nach Cartagena. Wenn ich nicht einmal die fünfzig Seemeilen nach Bimini schaffe, wie soll ich dann die lange Überfahrt von den Turks und Caicos nach Puerto Rico überstehen? Mom hat recht. Ich sollte nach Hause zurückfahren.

Und dann?

Ich bin unentschuldigt der Arbeit ferngeblieben, und die Wohnung, in der ich mit Ben gewohnt habe, gehört jetzt einem Paar aus New Jersey, das den Winter im Süden verbringt. Selbst die Weite des Ozeans wirkt weniger leer als die Vorstellung, mein Leben ohne ihn zu verbringen.

Als ich ihn zum ersten Mal sah, saß er am Ende der Bar, ein Seekartenbuch vor sich und eine Flasche Red Stripe neben seinem sonnengebräunten Arm. Ich wusste damals noch nicht, dass es sich um ein Seekartenbuch handelte. Ich wusste nur, es war nicht normal, dass jemand seine Zelte in einer Piraten-Bar aufschlug, in der die Kellnerinnen wie Thekenschlampen gekleidet waren.

Meine beste Freundin Carla schnitt gerade Limetten, als meine Schicht begann. Der Tagdienst musste die Bar ausreichend bestückt für die Abendschicht hinterlassen – ein Gefallen, den wir vor der Sperrstunde erwiderten –, doch sie ließ sich mit der Vorbereitung der Garnierungen immer bis zur letzten Minute Zeit.

»Was ist mit dem Architekten dort los?« Ich griff nach einem Schälmesser und schnitt eine Zitrone in Scheiben, auch wenn es ihr Job war. Normalerweise bediente ich mit den anderen Kellnerinnen die Gäste an den Tischen, doch im Moment vertrat ich Denise hinter der Bar, da diese ein Baby bekommen hatte.

»Das ist eine *Seekarte*«, erklärte Carla. »Er will um die Welt segeln oder so. Keine Ahnung. Er ist süß, aber ich habe nicht genau zugehört. Für dich wäre er allerdings perfekt.«

»Was? Warum?«

Sie stieß mir gegen die Schulter. »Weil du, Anna Beck, unbedingt einen kleinen Popeye in deinem Leben brauchst.«

»Oh mein Gott.« Ich kicherte und warf dem Kerl einen Blick zu. Doch er konzentrierte sich auf seine Karte, als existierte um ihn herum sonst nichts. »Du bist schrecklich.«

Carla lehnte sich zu mir und drückte mir einen Kuss auf die Wange. »Aber du liebst mich trotzdem, oder?«

»Klar, und noch viel mehr, wenn du bleibst und die Orangen schneidest.«

»Ich habe gleich ein Date, und ich rieche, als wäre der Bierzapfhahn direkt vor mir explodiert ... *weil* der Bierzapfhahn direkt vor mir explodiert ist«, erklärte sie und stopfte die Limettenscheiben in den Zutatenbehälter. »Also muss ich mich auf deine gewöhnliche Liebe verlassen.«

»Soll ich auf dich warten?« Ich teilte mir eine Wohnung mit Carla und zwei anderen Kellnerinnen aus dem Restaurant. Es war wie eine Stewardessenbude, die hauptsächlich zum Schlafen genutzt wurde, und ich glaube nicht, dass wir jemals alle vier gleichzeitig zu Hause waren.

»Eher nicht«, erwiderte sie mit einem Grinsen.

»Vergiss das Kondom nicht!«, rief ich ihr nach, doch Carla konnte man nicht in Verlegenheit bringen. Sie warf mir eine Kussband zu und rief: »Wir brauchen sicher mehrere!«

Nachdem ich die Limetten fertig geschnitten hatte, trocknete ich mir die Hände ab und schritt langsam die Bar entlang. Ich stellte mich vor und zapfte frisches Bier. Am Ende stand ich vor dem Kerl mit der Karte. »Bereit für die nächste Runde?«

»Ich bin versorgt, danke«, erwiderte er und hob den Blick nicht von seinen Aufzeichnungen. Am Ende sah er doch noch kurz auf, und unsere Blicke trafen sich. Seine Augen waren braun und sanft, als könnte man weich landen, wenn man in

sie hineinsank. »Oh! Ähm, ja. Ich glaube, ich nehme noch ein Red Stripe.«

»Okay.«

»Bitte«, fügte er hinzu, als ich mich zum Kühlschrank umdrehte, und diese kleine Höflichkeit änderte alles. Es klingt lächerlich, unmöglich und so abgrundtief absurd, dass ich mich auf den ersten Blick in ihn verliebte. Aber als ich mich mit der Bierflasche umdrehte und Ben Braithwaite mir zum ersten Mal sein gewinnendes Lächeln schenkte – nicht ahnend, wie weich meine Knie dabei wurden –, wusste ich, dass er ein Teil meines Lebens werden würde.

»Ich bin übrigens Anna.«

»Ben.« Er schüttelte mir über die Bar hinweg die Hand. Carla hatte recht gehabt. Er war auf jugenhafte Surferkumpel-Art süß. Definitiv mein Typ. Seine karamellfarbenen Haare reichten ihm beinahe bis zu den Schultern und wirkten so weich, dass ich am liebsten mit den Fingern hindurchgefahren wäre.

Stattdessen deutete ich auf die Karte mit der Bleistiftlinie von Florida zu einer Insel auf den Bahamas. »Woran arbeitest du da?«

»Ich habe ein altes Boot gekauft. Eine Alberg«, antwortete er und strahlte wie ein kleines Kind an Weihnachten. »Ich muss noch eine Menge Arbeit reinstecken, aber ich habe vor, sie zu renovieren und einmal um die ... Ähm, ich glaube, da will jemand was von dir.«

»Ups, ich sollte wohl besser weiterarbeiten, was? Merk dir, was du sagen wolltest, ich bin gleich wieder da.«

Er lächelte, doch seine dunklen Augen wirkten ernst. »Ich gehe nirgendwohin.«

So war Ben. List und Tücke waren ihm fremd, und er spielte keine Spiele. Er war ernst und liebenswürdig, und er öffnete von Anfang an sein Herz für mich.

Der Himmel ist pechschwarz, als ich Bimini erreiche, und der rosa-goldene Sonnenuntergang ist nur noch eine Erinnerung. Ich hasse es, im Dunkeln in einen unbekannten Hafen zu segeln, doch daran bin ich einzig und allein selbst schuld. Ich stelle den Bug gegen den Wind, hole die Fock ein und senke das Großsegel.

Nach dreizehn Stunden auf See schmerzt mein ganzer Körper. Meine Gesichtshaut spannt von der Sonne und dem Wind, und nachdem ich mich zwei Mal mitten auf dem Meer ins Speigatt erleichtert habe, sehne ich mich nach einer heißen Dusche.

Ich suche mit Bens Taschenlampe nach Navigationsmarkierungen, während ich auf den Kanal zwischen Nord- und Süd-Bimini zusteuere. Es ist schwer, im Dunkeln etwas zu erkennen, und von den Inseln fällt kaum Umgebungslicht aufs Wasser. Ein Zittern geht durch die Alberg, als der Kiel über den Grund schrammt, und mein Herzschlag setzt einen Moment lang aus.

»Nein!« Ich reiße das Ruder herum und versuche, in die Mitte des Kanals zu steuern, doch das Boot hängt fest. »Ich werde sicher nicht hier stranden!«

Ich lege den Rückwärtsgang ein und hoffe, dass ich mich so aus der Misere manövrieren kann, doch nichts passiert. Das Geräusch, das mir entfährt, ist eine Mischung aus hysterischem Lachen und Schluchzen. Ich bin so nah am Ufer, dass ich vom Boot springen und an Land waten könnte.

»Verdammt!«

Ich suche in der Achterpiek nach meinem Handy, um nachzusehen, wann die Flut kommt, doch ich habe keinen Empfang. Wahrscheinlich ist das auch besser so – ich will gar nicht wissen, wie viele Nachrichten und Anrufe ich verpasst habe.

Ich lege das nutzlose Telefon zurück und hoffe inständig, dass die Flut und nicht die Ebbe bevorsteht, sonst wird es eine sehr, sehr lange Nacht.

Nachdem das Boot eine Zeit lang nirgendwohin fahren wird, steige ich hinunter und mache mir in der Pantry ein Truthahn-Sandwich – mehr kann ich von meinem Thanksgiving-Dinner dieses Jahr nicht erwarten. Mom ist vermutlich tief gekränkt, weil ich nicht da bin, und ich spiele erneut mit dem Gedanken, mein impulsives Vorhaben abubrechen. Sobald ich von hier losgekommen bin, kann ich jederzeit nach Florida zurückkehren. Meinen Chef anbetteln, dass ich meinen Job wiederbekomme. Auf dem Boot wohnen. So lange so tun, als wäre alles okay, bis es das tatsächlich ist. Das wäre doch in Ordnung, oder nicht? Außer, dass sich Ben nicht mit Dingen zufriedengab, die bloß »in Ordnung« waren. Er wollte das Außergewöhnliche. Sollte ich das nicht auch wollen?

Wenn er jetzt hier wäre, würde er darüber lachen, dass ich

mich schäme, auf Grund gelaufen zu sein. *Wenn es niemand gesehen hat, ist es dann wirklich passiert?* Er würde eine Solarlampe an den Baum hängen, sich ein kaltes Bier gönnen und eine Playlist mit seinen liebsten Seemannsliedern starten. Er würde die Situation in eine Party verwandeln. Nachdem ich mein Sandwich gegessen habe, mache ich alles, was er auch getan hätte, als wäre es ein Ritual, das ihn mir vielleicht zurückbringt.

Doch das hat noch nie funktioniert.

Ohne Ben ist es zu viel. Ich mache die Musik nach ein paar Songs aus und lausche dem leisen, rhythmischen Rauschen der Wellen. Doch die Gedanken an Ben machen mich ruhelos. Ich stehe auf und laufe von einer Seite zur anderen, sodass das Boot zu schwanken beginnt. Vielleicht lockert der Meeresboden seinen Griff. Ich komme mir dumm vor, doch plötzlich geht ein Ruck durch das Boot, und es treibt mit der Strömung davon. Ich starte eilig den Motor, steuere zurück ins tiefere Wasser und bleibe dort, bis ich die Anlegestelle erreicht habe.

Es sind nicht viele Boote zu sehen, als ich den Anker vom Bug ins Wasser werfe, und das ist gut so, denn ich habe keine Ahnung, wie viel Leine ich auswerfen soll, und auch als ich schließlich das Gefühl habe, dass der Anker fest sitzt, fehlt mir das Fachwissen, um es definitiv sagen zu können. Ich mache das Ankerlicht am Mast an und hisse die gelbe Quarantäneflagge, damit die Zollbehörde weiß, dass ich noch nicht offiziell in die Bahamas eingereist bin.

Dann krieche ich voll bekleidet in die Kojе und bete zu Gott, Ben und dem Universum, dass der Anker sich nicht löst und ich nicht an Land gespült worden bin, wenn ich morgen früh aufwache.



Ein biergeschwängertes Kaleidoskop

Der Himmel ist blassblau, als ich aufwache, was bedeutet, dass es entweder früher Morgen oder früher Abend ist. Die Uhr auf dem Regal neben meinem Kopf zeigt 6 Uhr 09 an, was auch keine große Hilfe ist. Ich kann unmöglich eine ganze Nacht und den darauffolgenden Tag verschlafen haben, doch als ich nach draußen klettere, geht gerade die Sonne unter. Der Horizont erstrahlt in kräftigen Streifen aus Rot und Violett, als hätte ihn ein zorniger Künstler eingefärbt. Andererseits gibt es da das Sprichwort »Abendrot, Gutwetterbot«, was durchaus vielversprechend klingt.

Das Boot ist nicht abgetrieben, während ich geschlafen habe, und es ist auch nicht gegen ein anderes Boot gekracht, was ich als kleines Wunder einstufe. Ich trete an den Bug, um die dilettantische Arbeit von gestern Abend zu begutachten. Wenn wir gemeinsam irgendwo vor Anker lagen, stand Ben alle paar Stunden auf, um sicherzustellen, dass der Anker hielt. Wenn das Boot zu sehr schaukelte, fuhr er hoch und war sich

jedes Mal sicher, dass wir abtrieben. Meine Erleichterung wird von Schuldgefühlen abgelöst. Ich hätte besser aufpassen sollen. Ben hätte es getan.

Andererseits erledigt der Anker seine Arbeit, und ich fühle mich so ausgeruht wie seit Monaten nicht mehr.

Und hungrig.

Mit dem Beiboot zum Abendessen auf eine tropische Insel zu rudern klingt sehr verlockend, und aus den Strandbars wird Reggae-Musik übers Wasser getragen, doch die Zollbehörde ist mittlerweile schon wieder geschlossen. Vielleicht merkt es niemand, aber ich habe keine Lust, eine deftige Strafe zu zahlen. Also schenke ich mir stattdessen ein Glas Rotwein ein und mache Spaghetti ohne Fleisch, die ich direkt aus der Pfanne esse.

Morgen werde ich die behördlichen Angelegenheiten erledigen und Mom anrufen. Sie ist vermutlich krank vor Sorge, aber mein Handy hat noch immer keinen Empfang, und obwohl Bob Marleys Stimme über das Wasser driftet, reicht das Wi-Fi nicht bis hierher.

Ich werde morgen entscheiden, wie es übermorgen weitergeht. Die Überfahrt von Miami war der einfachste Part der Reise, und ich habe es vermasselt. Will ich das Risiko eingehen und glauben, dass das Glück mich die ganze Zeit nicht verlässt, während ich von Insel zu Insel segle?

Doch heute Abend spüle ich erst mal das Geschirr und lege mich anschließend aufs Vordeck, um hinauf zu den Sternen zu sehen und mich daran zu erinnern, wie Ben und ich

gemeinsam hier lagen. Er deutete auf ein Sternbild. Ich kann mich nicht mehr erinnern, welches es war. Ich weiß nur noch, dass wir in einer von Mangroven bewachsenen Bucht vor Key Largo ankerten und so viele Sterne über uns leuchteten, als läge das ganze Universum in Reichweite.

»Da!«, meinte er. »Der kleine Stern ganz unten. Der gehört dir, Anna. Für immer und ewig.«

Ich erinnerte ihn nicht daran, dass das Licht, das wir am Himmel sehen, manchmal von bereits erloschenen Sternen stammt. Der Stern konnte mir nicht gehören, wenn es ihn nicht mehr gab. Hätte ich besser darauf geachtet, wohin er deutete, würde ich den Stern jetzt finden. Aber es spielt keine Rolle. Ich weiß auch so, wie es sich anfühlt, sich an das Licht eines erloschenen Sterns zu klammern.

Der Morgen an meinem zweiten Tag auf Bimini beginnt so hell, dass ich mich frage, wie ich den ganzen gestrigen Tag verschlafen konnte. Heute bin ich jedenfalls hellwach. Ich pumpe das Beiboot auf und rudere zum Hafen, wo sich das Büro der Zollbehörde befindet. Ich habe meinen Reisepass, die Bootspapiere, die Zollunterlagen und Bargeld für die Segelerlaubnis dabei. Ben und ich haben Horrorgeschichten über karibische Beamte gelesen, die zusätzlich Bestechungsgelder erwarten, weil niemand die Befugnis hat, sie davon abzuhalten. Doch die Beamten der Bahamas verhalten sich sehr geschäftsmäßig, während sie meinen Reisepass stempeln und mein Geld entgegennehmen.

Nachdem ich nun offiziell angekommen bin, rudere ich zurück zum Boot und nehme eine schnelle Dusche. Ich ziehe mich an, flechte meine Haare, sperre das Boot ab und mache mich erneut auf den Weg zur Insel.

Die Hauptstraße wird von pastellfarbenen Läden, Bars, Restaurants und Wohnhäusern gesäumt, und es gibt mehr Autos, als ich es auf einer Insel erwartet hätte, die bloß elf Kilometer lang und etwa zweihundert Meter breit ist. Bimini erinnert mich an das Lieblingsspielzeug eines kleinen Kindes. Schäbig und abgenutzt, aber heiß geliebt. Ich betrete einen winzigen, blau gestrichenen Lebensmittelladen und kaufe eine SIM-Karte für mein Handy, die auf den Bahamas funktioniert. Mein erster Anruf geht nach Hause.

»Gott sei Dank!« Die Erleichterung meiner Mutter ist deutlich zu hören, genauso wie Rachels Gemurmel im Hintergrund. Manchmal kommt es mir so vor, als hätte ich zwei Mütter und wäre fünf und nicht fünfundzwanzig Jahre alt. »Ich habe bei der Küstenwache angerufen und dich als vermisst gemeldet, aber sie meinten, sie können nichts tun, wenn du das Land verlassen hast.«

»Tut mir leid, dass ich mich nicht früher gemeldet habe«, erkläre ich. »Ich bin vorgestern Abend sehr spät hier angekommen und habe dann fünfzehn Stunden durchgeschlafen. Deshalb bin ich gerade erst an Land gegangen und musste mir noch eine neue SIM-Karte für mein Handy kaufen.«

»Ich verstehe das nicht, Anna. Das ist doch albern.«

Ich habe nicht angerufen, um mich mit ihr zu streiten, aber

ich gehe sofort in die Defensive. »Du sagst doch immer, dass ich mein Leben weiterleben soll.«

»Aber das tust du nicht«, widerspricht mir meine Mutter. »Du segelst auf Bens Boot, du lebst seine Träume. Du übergibst ihn nicht der Vergangenheit, du suhlst dich in Erinnerungen.«

»Vielleicht brauche ich das.«

»Anna, es ist fast ein Jahr vergangen.«

»Ich wusste gar nicht, dass Trauer ein Ablaufdatum hat.«

»Das meinte ich doch nicht. Du solltest mit einem Therapeuten reden.« Sie schnieft, und ich fühle mich noch mieser, als mir klar wird, dass sie weint. »Ich habe mir früher nie Sorgen um dich gemacht, aber mittlerweile tue ich nichts anderes mehr.«

»Es tut mir leid.«

»Ich will nicht, dass es dir leidtut, *Liebchen*. Ich will, dass du glücklich bist. Ben würde wollen, dass du glücklich bist.«

Eines der schlimmsten Dinge am Leben ohne Ben ist, dass jeder zu wissen glaubt, was er wollen würde. *Er würde wollen, dass du dich wieder verabredest. Er würde wollen, dass du glücklich bist.*

»Na ja«, murmle ich. »Aber er hat mit seinem Tod dafür gesorgt, dass ich so ziemlich das genaue Gegenteil von glücklich bin.«

»Bitte komm nach Hause.«

»Ich kann nicht.«

Mom bricht in Tränen aus, und ich höre Rachel schnauben,